

Insel Verlag

Leseprobe



Langner, Beatrix
»Übermächtiges Glück«

Die Liebesgeschichte von Hölderlin und Diotima

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4772
978-3-458-36472-6

insel taschenbuch 4772

Beatrix Langner
»Übermächtiges Glück«



Im Jahr 1796 trifft der Dichter Friedrich Hölderlin auf Suzette Gontard. Die Frau eines Frankfurter Bankiers suchte nach einem Hauslehrer für ihre vier Kinder. Diese Begegnung ist der Beginn einer leidenschaftlichen Liebesbeziehung. Drei Jahre leben sie unter einem Dach, treffen sich heimlich, tauschen Briefe, zögern die unvermeidliche Trennung immer wieder hinaus. Als Suzette 1802 überraschend stirbt, stürzt dies den Dichter in eine Lebenskrise, von der er sich nie ganz erholen wird. Seiner großen Liebe setzt er in der Gestalt der Diotima in seinem Roman *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland* ein Denkmal.

Mit Empathie und Genauigkeit erweckt Beatrix Langner die intensive *Amour fou* im Hause Gontard zum Leben, füllt sie mit Briefen, Tagebucheintragungen und Szenen aus dem Alltag und zeichnet so die dramatische Liebesgeschichte von Hölderlin und seiner Diotima nach.

Beatrix Langner, geboren 1950 in Berlin, ist Literaturwissenschaftlerin, Kritikerin und Autorin zahlreicher literarischer Biografien, Essays, Hörspiele und Feuilletons.

Beatrix Langner

ÜBERMÄCHTIGES GLÜCK

Die Liebesgeschichte von
Hölderlin und Diotima

Insel Verlag

Zweite, überarbeitete Auflage 2020

insel taschenbuch 4772

Erste Auflage 2001

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2001

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Landolin Ohmacht, Suzette

Gontard, um 1792, Foto: bpk, Berlin; Franz

Karl Hiemer, Friedrich Hölderlin, Marbach,

Schiller-Nationalmuseum und Deutsches Literaturarchiv,
Foto: bpk, Berlin

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36472-6

INHALT

Das Fest	11
Die Kinder des Hauses	27
Diotimas Bäume	53
Die Tempel der Himmlischen	70
Das Diotimaprinzip	78
Hyperions Abschied	86
Das Eiserne Zeitalter	111
Die Entfernung oder Einundzwanzig Augenblicke der Unsterblichkeit	132
Abend der Zeit	176
Langsame Stege	186
Die Architektonik des Himmels	197
Frankfurter Lose	216
Exodos	230
Literaturhinweise	234
Bildnachweis	238

ÜBERMÄCHTIGES GLÜCK

Welch eine schwere Kunst ist die Liebe!
Wer kann sie verstehen?
Und wer muß ihr nicht folgen?

Suzette Gontard

o wenn wir auch nur darum da wären,
um eine Weile zu träumen
und dann zum Traum eines andern zu werden.

Friedrich Hölderlin

DAS FEST

Die Fenster sind beschlagen. Der Gartensaal ist von hundert Kerzen taghell erleuchtet. Feine Wolken von Patschouli, Haarpuder und Zigarrenrauch, der neuesten Mode aus Hamburg, schweben durch die weitgeöffneten Türen herein.

Es ist der 9. Februar 1796. Suzette Gontard-Borkenstein feiert ihren 27. Geburtstag.

Was in Frankfurt den Namen Gontard im Stammbaum trägt, sortiert sich umständlich nach Paaren. Neben Dame Borkenstein ihr Gatte Jakob Friedrich und Schwiegermutter Susanna Maria d'Orville, dann Jakobs Tanten Henriette und Cäcilie mit den Onkeln Alexander und Heinrich, die jüngeren Paare Neufville und Wichelhausen, Schönemann, Gogel und Manskopf, die Cousins Brevillier und duFay, Cousine Sophie mit ihrem Gatten Herrn Dollfuß, ihre unverheiratete Schwester Demoiselle Marianne, übrigens eine große Verehrerin der Königin Luise von Preußen, und Jakobs ältere Schwester Demoiselle Margaretha mit ihren Tischherrn Louis und Fritz Gontard. Zusammen an die vierzig Personen. Ganz unten, am anderen Ende der Tafel, die neun Gontard-Kinder mit ihren Gouvernanten und den neuen Hofmeistern, Monsieur Klitscher von Breslau, der Hauslehrer der Wichelhausen-Kinder, Magister Friedrich Hölderlin, von Nürtingen, der Erzieher des kleinen Borkenstein.

Alles geht nach französischer Sitte im Weißen Hirsch. Vor dem Essen werden silberne Schalen und warme Tücher zum



1 Porträtmalerei Jakob Friedrich Gontard

Reinigen der Hände vorgelegt. Bei Madame d'Orville wird noch altfranzösisch von Zinngeschirr gegessen. Schwieger-tochter Suzette zieht die zerbrechlichen englischen Fayen-cen vor. Neben bestickten Servietten aus feinem schlesi-schen Leinen prunkten Leuchter von getriebenem Silber und schweres Besteck aus London, Weingläser und Flaschen aus venezianischem Glas auf Veroneser Damasttüchern. Acht Schüsseln, mindestens, gepökelte Rinderbrust, dazu Gra-tin Dauphinois, grüne Frankfurter Sauce mit Kerbel und Sauerampfer, mehrere Gemüse, dunkelrote Weine von den Ufern der Garonne, eingelegte Rumfrüchte, zum Abschluss vielleicht petits fours oder Eis mit frischen Ananas, die man von Berlin kommen lässt.

Nach dem Essen versammeln sich die Herren zum Rauchen im Salon. Monsieur Hölderlin ist aufgefordert, von den Er-folgen seines Zöglings zu berichten.

Jugendlich weiche Gesichtszüge, fein gezeichnete Augenbrauen, die Augen braun. Man könnte ihn schön nennen, hochgewachsen, das sorgfältig gebundene schneeweisse Kra-wattentuch über dem schllichten schwarzen Rock, das un-gepuderte, dunkle Haar modisch kurz geschnitten.

Herr Gontard solle keine Wunder erwarten.

Die Stimme klangvoll.

Man wisse doch, dass die Natur sich stufenweise entwi-kelt und den Grad und den Gehalt der Kräfte unter die Individuen verteilt habe. Er könne nach kaum fünf Wochen nicht viel sagen.

Das Gespräch, mühsam begonnen, schlingert.

Ob Herr Hölderlin sagen wolle, dass sein Henry ein Dummkopf sei. Das rechte Auge, täuschend echt aus Glas

nachgebildet, blickt streng auf den Mann vor ihm, und auch das andere, gesunde, scheint ein wenig verrutscht.

Er habe nur sagen wollen, Henry sei ein gutes Kind, fährt der Hauslehrer fort, für sein Alter unbefangen, reine Natur, dabei gänzlich ohne Roheit, wie er gleich gesehen habe. Als sein Erzieher könne er auf keine anderen Verdienste rechnen, als allmählich die natürlichen Anlagen des Knaben hervorzulocken. Für den Anfang werde es genügen, ihm Geschichten zu erzählen, die er mit seinem weichen Gemüt begreifen könne. Er habe auch schon einen Anfang mit dem Homer und Hesiod gemacht.

Die alten Griechen also.

Die Wiege der Menschheit, ja.

Der Herr Hölderlin müsse dem Rest der Menschheit aber auch noch ein paar Verdienste lassen, schließlich habe jeder, der ihr nützlich geworden ist, zu ihrem Fortschritt beigetragen. Und was bedeute das Verdienst derer, die uns die *Ilias* und die *Odyssee* geschenkt haben, gegen jene, denen wir die Kartoffel, das Spinnrad und den Urmeter verdanken.

Ich glaube, meint Hölderlin fest, dass die Geschichte besserer Zeiten die Welt des Kindes werden kann, wenn sie mit Auswahl und einer Darstellung behandelt wird, wie sie dem Kinde überhaupt und dem Individuum angemessen ist, das ich vor mir habe. Es wäre ja außerdem, setzt er hinzu, nicht um die Geschichte, sondern um ihre Wirkung aufs Herz zu tun. Dazu etwas Geographie, Pflanzenkunde, Arithmetik, um den natürlichen Nachahmungstrieb, den Neugiertrieb zu benutzen. Wenn das Kind täglich bemerken kann, wie die Arithmetik ein wesentlicher Bestandteil nützlicher Beschäftigungen ist, so wird es auch wohl gerne so etwas treiben. So sei es mit Madame Gontard besprochen.

D'accord. Das Rechnen ist ihm in die Wiege gelegt, die Gontards sind Handelsleute, und Henry wird Kaufmann werden wie sein Vater, seine Onkel und Großväter. Im Übrigen verstehe er von Kindererziehung wenig, versichert Herr Jakob Friedrich, das sei Sache seiner Frau, und er sei überzeugt, dass Madame den Erziehungsplan des Herrn Hölderlin gewissenhaft geprüft haben wird.

Hölderlin versteht den Wink. Die Rede ist nun vom Geschäftlichen. Drei Jahre Krieg, und die Nachfrage sinkt ins Bodenlose, die Magazine sind bis unters Dach gefüllt, die Aktiva eingeschmolzen. Wer kauft in diesen Zeiten.

Die Franzosen haben so viel Kontributionen aus den Reichsstädten gepresst, dass es fast ein Wunder ist, dass von den Frankfurter Häusern noch keines gefallen ist.

Niemand denke doch, dass die Gefahr für Frankfurt mit dem jüngsten Waffenstillstand vorüber sei. Der Frieden wird wieder nur den Tollköpfen in Paris nützen, die Revolution ist *banquerotte*, wie jedermann weiß, ihre Armeen sind zerlumpt, ihre Kriegskassen leer. Sie brauchen diese Atempause.

Der Magistrat hat dem kaiserlichen Oberbefehlshaber der Niederrhein-Armeen, Generalfeldmarschall Clerfait, das hiesige Bürgerrecht angeboten. Natürlich hat er angenommen. Habsburgs Schicksal liegt in Frankfurts Händen; der Kaiser Franz schuldet Herrn Bankier Bethmann jetzt schon an die vier Millionen.

Aber Frankfurts Schicksal liegt auch in kaiserlichen Händen, seit die Preußen ihren Separatfrieden geschlossen und die Reichsstädter im Stich gelassen haben.

Herr Bethmann kann jedenfalls ruhig schlafen. Die soge-

nannten Bethmännischen Obligationen haben sich auf die Nachricht von der Waffenruhe 4 % gebessert.

Wer jetzt verkauft, macht ein Vermögen.

Aber Messieurs, wir sind zuerst Patrioten und dann Handelsleute. Wo ständen die koalierten Armeen ohne uns.

Madame Gontard d'Orville, seit fünfzehn Jahren Witwe des Kaufmanns und einstigen Vorstehers der Frankfurter Kaufmannschaft Daniel Andreas Gontard, in ihrer Jugend eine dunkeläugige Schönheit, Spitzenmantille über ausladender Robe aus Samt und Brokat, Brillant- und Perlen-schmuck, repräsentiert stolze Wohlhabenheit im Kreis einer zahlreichen Nachkommenschaft. Drei Söhne, Jakob und Franz, der älteste starb im Kindesalter, und drei Töchter hat sie geboren. Die erste, Helene, heiratete den Kaufmann Manskopf, die zweite, Marie, Herrn Schöinemann, den Bruder von Goethes Jugendliebe Lili.

Die jüngeren Frauen stehen in Gruppen zusammen, ihre Kleider nach der neuesten Pariser Mode à la grecque geschnitten, ohne Taille, unter der Brust zusammengehalten von bestickten Bändern, zart herabfließende, durchsichtige weiße Musselinstoffe, der entblößte Hals schmucklos, Schlichtheit, Natur, täuschende Nacktheit. Griechinnen in Haltung und Gebärde. Die Künstlichkeit der Gesten, die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Manieren sind sorgfältig inszeniert, jede spontane Regung des Gefühls wird so gleich von der Convention überwältigt. Das höfische Rokoko hat ihre Sinne geweckt, die bürgerliche Aufklärung legt ihnen wieder Zügel an. Als unfein galt es, sein Innerstes nach außen zu kehren; unschicklich war, wer von sich selbst in Gesellschaft anderer zu sprechen anfing. Die Innenräume



2 Gartenfront des Weißen Hirsch der Familie Gontard
am Großen Hirschgraben

der vornehmsten Häuser sind von unsichtbaren Linien durchzogen, die zu übertreten niemand wagen würde. Natur war Künstlichkeit und Künstlichkeit zur zweiten Natur geworden. Der Geschmack jener Zeit ist erzogen an den mythischen Idyllen des Antoine Watteau, den antikisierenden Frauenbildern der Angelika Kauffmann, an Chodowieckis Kupferstichen, Canovas und Danneckers Skulpturen, den empfindsamen Romanen Wielands, der Sophie La Roche und Madame de Genlis. Empfindsamkeit und Etikette, Anmut und Würde in schöner Harmonie vereint. Unter dem Schein der Natürlichkeit verbergen diese Menschen am Ende des 18. Jahrhunderts mehr, als die Mode ahnen lässt.

Die Szene verblasst von den Rändern. Dahinter ist nichts als vergangene Zeit, unwiederholbar, körperlose Erinnerung.

Hölderlin wirft sich den pelzgefütterten Gehrock über die Schultern und stopft seine Pfeife. Dieser Winter 96 ist so mild, dass nahe Darmstadt zwei Apfelbäume zu Neujahr in voller Blüte standen. Den Pelzrock hat er sich, zusammen mit einem Paar englischer Stiefel, von einem Stuttgarter Schneider machen lassen. Nun braucht er ihn nicht. Die Mutter Johanna Gock trug für den lieben Fritz einen Posten von 135 Gulden in ihr Haushaltsbuch ein.

Die Heerstraßen zwischen Main und Rhein sind aufgeweicht. Die abziehenden österreichischen Grenadierbataillone stecken mit ihren schweren Kanonen und Pulverwagen im Schlamm wie die Revolution in Paris in der Flaute. Es sind ungewisse Zeiten.

Er lebe, schreibt er in diesen Tagen nach Hause, »unter sehr guten und wirklich, nach Verhältniß, seltnen Menschen«.

Konzerte im Roten Haus auf der Zeil und Komödien im Stadttheater, Besuche mit »seinen Kindern« in den Gontard-Häusern, Ballspiele auf den Kieswegen hinter dem Haus an trockenen Tagen sind leichte Pflichten. »Mein Wesen hat nun wenigstens ein paar überflüssige Pfunde an Schwere verloren und regt sich freier und schneller, wie ich meine.« Den Frankfurter Konversationston wird er lernen. Frau Gontard und das Kindermädchen Marie sind gewiss zufrieden mit ihrem neuen Gesellschafter. Man kann sich mit ihm sehen lassen.

Das Gleichmaß der verregneten Wintertage, der Duft des Wohlstands, der aus den Wirtschaftsräumen in die hohen, hellen Zimmerfluchten aufsteigt, beruhigen seine Nerven. Der gute Wein zu den Mahlzeiten, statt des Biers bei seiner vorigen Herrschaft in Walterhausen, ist ihm eine Quelle täglichen Vergnügens. So manches Frankfurter Vermögen ruht in Flaschen und Fässern in den Kellern. Warum soll er nicht für eine Weile teilhaben am guten Leben. Alles hat seine Zeit. Also sitzt Hölderlin über Dingen, die viel Zeit brauchen. »Ich arbeite jetzt einzig an den philosophischen Briefen«, schreibt er dem Halbbruder Karl nach Nürtingen.

An Wachslichtern muss er, wie an Tabak, Papier, Federmessen und dergleichen unentbehrlichen Dingen, nicht mehr sparen. Gontard zahlt ihm 400 Gulden jährlich. Was er braucht, ist wenig. Barbier und Friseur, ab und zu ein paar Kreuzer im Kaffeehaus in der Buchgasse, um die ausländischen Zeitungen zu lesen. Die Mahlzeiten nimmt er mit der Familie ein, sein Zimmer wird geheizt, Bedienung und Wäsche hat er frei.

Er arbeitet bis in die späte Nacht, einige Bücher und Papiere um sich. Das meiste ist noch daheim in Nürtingen.

»In den philosophischen Briefen will ich das Prinzip finden«, kündigt er schwungvoll dem Freund Niethammer in Jena an, »das mir die Trennungen, in denen wir denken und existiren, erklärt, das aber auch vermögend ist, den Widerstreit verschwinden zu machen, den Widerstreit zwischen dem Subject und dem Object, zwischen unserem Selbst und der Welt«. Er hat viel nachgedacht über das Wesen der Schönheit, aufgeschlagen liegt Schillers Theorie der sentimentalischen Dichtung, deren erster Teil eben in den »Horen« erschienen ist. Man müsste, denkt er, neue Briefe über die ästhetische Erziehung schreiben, die das Schöne als sinnliche Wirkung des Verstandes in Beziehung auf Philosophie und Religion erklären.

Noch zögert er, seine neue Lage ein Glück zu nennen; »ich war nie glücklich«, hatte der Vierundzwanzigjährige verkündet. Glück wird ihm lebenslang ein Zustand der Ferne bleiben, die Behebung eines Mangels, der nie aufzufüllen ist. »Glücklich seyn heißt schlaftrig seyn im Mund der Knechte.«* Das war die Sprache Isaac von Sinclairs, der drüben in Homburg auf ihn wartet. Aus dem Jurastudenten in Tübingen war unterdessen der Hofrat der winzigen hessen-homburgischen Landgrafschaft geworden. Einige Male ist Hölderlin schon über die Berge des Taunus gewandert. Und jedes Mal war Sinclairs nüchternes Räsonnement wie ein kalter Winterregen auf ihn niedergegangen.

Von dem günstigen Eindruck, den das Gontard'sche Haus-

* Mit Stern markierte Zitate sind dem Hyperion-Roman sowie seinen Vorstufen und Entwürfen entnommen